

Sankt-Josefs-Blatt

Kapellenweg 4 / 88145 Wigratzbad



**DU SCHUTZHERR DER HEILIGEN KIRCHE
BITTE FÜR UNS!**

März 2017

GOTTESDIENSTZEITEN / Kapelle St. Josef, Wigratzbad

Mi.	1.3.	ASCHERMITTWOCH (Gebotener Fast- und Abstinenztag)	18.30 h Aschenweihe anschl. Hl. Messe
Do.	2.3.	Priesterdonnerstag anschl. Heilige Stunde	18.30 h Hl. Messe
Fr.	3.3.	Herz-Jesu-Freitag	18.30 h Hl. Messe
Sa.	4.3.	Hll. Kasimir Herz-Mariä-Sühne-Samstag	8.00 h Hl. Messe
So.	5.3.	Erster Fastensonntag (Invocavit)	7.30 h Hl. Messe 9.30 h Hl. Amt
Di.	7.3.	Hl. Thomas von Aquin	18.30 h Hl. Messe
Do.	9.3.	Hl. Franziska von Rom	18.30 h Hl. Messe
So.	12.3.	Zweiter Fastensonntag (Remeniscere)	7.30 h Hl. Messe 9.30 h Hl. Amt
Do.	16.3.	Wochentag	18.30 h Hl. Messe
So.	19.3.	Dritter Fastensonntag (Oculi)	7.30 h Hl. Messe 9.30 h Hl. Amt
Mo.	20.3.	FEST DES HL. JOSEF	18.30 h Hl. Amt
Sa.	25.3.	MARIA VERKÜNDIGUNG	8.00 h Hl. Amt
So.	26.3.	Vierter Fastensonntag (Laetare)	7.30 h Hl. Messe 9.30 h Hl. Amt
Do.	30.3.	Wochentag	18.30 h Hl. Messe

"Um dahin zu gelangen, an allem Freude zu haben, wünsche, an nichts Freude zu haben.

*Um dahin zu gelangen, daß du alles besitzt, wünsche, nichts zu besitzen...
Wenn du dich an irgendetwas festmachst, dann hörst du auf,
das Ganze zu wagen."* (Hl. Johannes vom Kreuz)

Beichtgelegenheit: ½ Stunde vor der Abendmesse

Sonntags jeweils vor den hll. Messen

Rosenkranz: jeweils 40 min vor der hl. Messe

Spendenkonto: Sankt Thomas von Aquin e.V. / Konto-Nr. 101110909 /
Kreissparkasse Ravensburg (BLZ 650 501 10)

IBAN: DE88 6505 0110 0101 1109 09 BIC: SOLADES1RVB

Spendenquittungen für das Finanzamt können erbeten werden.

NACHDENKLICHES



Es ist schon eine ganz auffallende Form von Geistlosigkeit, in welche der kapitalistische Westen in den letzten Jahrzehnten abgedriftet ist. Ein wesentlicher Grund für diesen rasanten Zerfall ist die auf dem 2. Vatikanum neu geschaffene Menschenmachwerkskirche, die keinerlei übernatürliches Leben mehr vermitteln kann, weil sie dieses nicht mehr besitzt. Sobald man diesen Tatbestand ernst nimmt, verwundert es einen auch nicht mehr, daß mit der feindlichen Übernahme der ehemals kirchlichen Strukturen jegliche christliche Identität verloren gegangen und alles im Chaos versunken ist. Das „neue Christentum“ ist ein sog. „dogmenfreies Christentum“, was bekanntlich ein quadratischer Kreis ist, ein Widerspruch in sich, wie eigentlich jeder wahre Christ zwingend einsehen müßte. Ein „dogmenfreies Christentum“ ist nämlich ein „Christentum“, das keine verbindliche Lehre mehr hat. Und ein solches „Christentum“ soll die Schöpfung desjenigen sein, der gesagt hat *„Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zum Vater als durch mich“* (Joh 14,6) und zudem *„Geht hin in alle Welt, und verkündet das Evangelium allen Geschöpfen! Wer glaubt und sich taufen läßt, wird gerettet werden; wer aber nicht glaubt, wird verdammt werden. Folgende Zeichen werden denen, die geglaubt haben, folgen: In meinem Namen werden sie Dämonen austreiben, in neuen Sprachen reden, Schlangen aufheben, und wenn sie etwas Todbringendes trinken, wird es ihnen nicht schaden; Kranken werden sie die Hände auflegen, und sie werden gesund werden“* (Mk. 16,15-18)?

Die verlorengegangene Identität der Christen zeigt sich in vielen Bereichen des täglichen Lebens. Zur Zeit wird sie besonders greifbar in der Auseinandersetzung mit Fragen, welche durch den massenweisen Zustrom von Menschen aus dem arabischen und afrikanischen Raum aufgeworfen werden. Erst vor kurzem meinte sich ein sog. Theologe der Menschenmachwerkskirche, Manfred Becker-Huberti, dazu äußern zu müssen, indem er einfach dreist behauptete: *„Wohl nur wenige Begriffe sind derartig frömmelnd, unpräzise und emotionsbeladen wie*

der des christlichen Abendlandes... Heute wird der Begriff des christlichen Abendlandes von National-Konservativen und Rechtsextremen benutzt, die behaupten, dieses Abendland müsse sich gegen eine drohende Islamisierung verteidigen. Diese Leute wollen nicht nur etwas verteidigen, was es so in der Form nie gegeben hat, sondern sie haben auch mit der Christlichkeit dieses Abendlandes gar nichts zu tun. Für etwas anderes als Abgrenzung taugt der Begriff ‚christliches Abendland‘ nicht, er ist ein Kampf- und Ausgrenzungsbegriff, eine völlig unfundierte Fiktion. Er wird zu Manipulationen benutzt, jetzt auch von der Pegida-Bewegung, die ihre politischen Ziele mit Leidenschaftlichkeit vernebeln.“ Dies, und natürlich noch viel mehr, war in der FAZ, der Welt und jüngst sogar auf katholisch.de zu lesen. Wir wollen auf diese befremdenden Ansichten eines „Theologen“ der Menschenmachwerkskirche, bei dem offensichtlich die Gedanken wie Kraut und Rüben durcheinandergehen, hier gar nicht weiter eingehen, sondern diesen Ansichten einfach nur etwas ältere Einsichten entgegenstellen, Einsichten, die noch aus einer zweifelsohne katholischen Zeit stammen, wodurch sich zudem sogleich zeigen wird, daß dieser Herr solches nur Leuten sagen kann, die jegliches geschichtliches Wissen verloren haben. Es ist ja immerhin als erstaunlich festzuhalten, daß solcherart Behauptungen nicht ein allgemeines schallendes Gelächter auslösen, sondern inzwischen selbst von einer Zeitung wie der FAZ veröffentlicht werden, der man vor noch nicht allzu langer Zeit noch die Fähigkeit zutraute, auch einmal etwas Vernünftiges zu schreiben. Von Medien der Menschenmachwerkskirche ist das natürlich schon lange nicht mehr zu erwarten.

In dem im Jahre 1954, also noch zu Lebzeiten Pius‘ XII. herausgegebenen Buch *„Die katholische Kirche, die Führerin der Menschheit“* von Dr. Hans Rost, St. Josefs-Verlag Augsburg, ist im Vorwort zu lesen: *„Der Katholik, der seine Kirche liebt und nach ihren Weisungen und Gesetzen lebt, muß auch an ihrem geschichtlichen Werdegang teilnehmen und sich über ihre Kämpfe, Leiden und Siege freuen und das Reich Christi auf Erden mitverwirklichen helfen. Die Leser finden daher in diesem Buche reichhaltige Materialien über die ganze Kirchengeschichte von den ersten Zeiten bis in die Gegenwart. Der im Alltag lebende Katholik braucht viel Aufklärung, um Angriffe abzuschlagen und die Wahrheit und Schönheit selbst erleben und verteidigen zu können.*

Wenn unser Buch aussagt, daß die katholische Kirche die Führerin der Menschheit ist, so stimmt das mit dem Auftrag Christi überein. Wenn die Kirche auch bittere Zeiten und harte Erschütterungen von Seiten

eigener, führender Persönlichkeiten erlebt hat, die eben auch menschlichen Schwächen und Unvollkommenheiten unterworfen sind, so ist unser Buch ein trefflicher Beweis dafür, daß die katholische Kirche in staunenswerter Sieghaftigkeit über die Erde dahinschreitet und daß sie in höchster Kraftentfaltung gegen die Satanokratie unserer Tage auftritt. Erleben wir doch in unserem gegenwärtigen Heiligen Vater Papst Pius XII. einen der allergrößten Päpste der Weltgeschichte, der die Kirche als größte Friedens- und Ordnungsmacht verkörpert und mit glänzenden Gaben des Herzens und Geistes die ganze Menschheit auf das einzige Heil hinlenkt, das da ist: Jesus Christus!“

Man kann heute, 51 Jahre nach dem vatikanischen Räuber Konzil und der damit verbundenen Vertreibung des wahren Katholiken in die Katakombenkirche, nur staunen über solch begeisterte Worte. Damals war der Blick für denjenigen, der zum Papst aufschaute, noch ungetrübt und die beeindruckende geistige und moralische Größe der Kirche Jesu Christi allen offenbar. Da kann man mit gutem Grund gespannt darauf sein, was uns der Autor solcher Zeilen über das Christliche Abendland zu sagen weiß – uns, die wir in jener Zeit leben müssen, in der *die Satanokratie unserer Tage* die Oberhand gewonnen hat und inzwischen fast das ganze gesellschaftliche Leben prägt?

DAS CHRISTLICHE ABENDLAND

Die größte und bedeutsamste Ordnungsmacht des Mittelalters aber ist das Heilige Römische Reich mit seiner Harmonie zwischen den beiden höchsten Gewalten, ein Herrschaftsgebilde von einmaliger Größe. Beide Gewalten, nicht nur die päpstliche, auch die kaiserliche, trugen sakralen Charakter, was der Autorität höchste Kraft verlieh. Wenn auch Spannungen und Reibungen nicht vermieden werden konnten, so wurden die gegenseitigen Machtbefugnisse doch zumeist vor Überschreitungen gewahrt, indem die Kirche ihren sittlich-religiösen Einfluß auf die Staatsgewalt auszuüben vermochte. Für das Volk der Deutschen bedeutete diese Gestaltung den großen Vorrang, daß der deutsche König als der Kaiser der Christenheit über allen anderen Königen stand, so daß eine europäische Staatenordnung von völkerverbindender Einheit entstand, ohne daß die Souveränität der anderen Länder dadurch zu leiden hätte. Das war nur möglich auf dem Grundsatz der Bindung aus der christlichen Weltansicht heraus. Die Folge war ein auf religiöser Grundlage, im Geiste der Völkerver-

söhnung und der christlichen Weltordnung beruhendes Reich, das im 13. Jahrhundert „*vom Finnischen Meerbusen bis an die Mündung der Rhone, von der Eider bis zu den Grenzen des Kirchenstaates, von der Scheidemündung und dem Oberlauf der Maas bis an die March, die Raab und den Meerbusen von Fiume sich erstreckt hat. Ohne die Kaiserkrone wäre das nicht geworden.*“ Das war das christliche Abendland, das viele Jahrhunderte hindurch die geistige und kulturelle Einheit der Völker Europas bildete und seine segensreiche Wirksamkeit bis in unsere Tage hinein entfaltete. Das war das Werk der Bindung, das die Geister der Lösung nun auch in der äußeren Form zertrümmert haben und nach dem jetzt die größten Geister der Zeit in der Form der „Vereinigten Völker Europas“ wieder verlangen. Die mittelalterliche Weltordnung mit dem Grundsatz der Bindung an die Autoritäten des Papsttums und des Kaisertums hatte die gegenseitige Abgrenzung der Gewalten, die gegenseitige Kontrolle zur glücklichen Folge. Wir sind heute in der Lage, die ungeheure Bedeutung zu ermessen, die in dieser gegenseitigen Bindung bestand. Jacob Burckhardt bezeichnet es als erfreulich, „*daß durch das Nebeneinander von Kaisertum und Papsttum im Abendlande, die Identifikation, die Gleichschaltung von Religion und Staat glücklich vermieden wurde*“. Und er nennt es „*eine Gewährleistung von Freiheit*“, daß es im abendländischen Mittelalter keine oströmische und keine neuzeitliche Allmacht nur einer Macht gab. Die spätere Ausgestaltung zum Staatskirchentum, auf die wir noch zu sprechen kommen, ist mit dem abendländisch-christlichen Gedanken des Mittelalters nicht zu vereinen. Und unter diesem Gesichtspunkt hat der Philosoph Friedrich Paulsen es geradezu begrüßt, daß die Reformation nur die Hälfte des deutschen Sprachgebietes für sich gewann, indes die andere Hälfte katholisch blieb. So sei es wenigstens nicht zu einer vom Staat beherrschten deutschen Nationalkirche, zu einer Reichskirche gekommen. Die Kirche habe sich nur im Gebiete der Reformation und der griechischen Orthodoxie zu einer Kultur- und Polizeieinrichtung des Staates herabwürdigen lassen.

Der Universalismus des Abendlandes

Der Universalismus des Abendlandes war nur durch den Grundsatz der Bindung möglich. Diese Bindung wurde von der Kirche vorgezeichnet und aufrechterhalten und vom Staate, von den Kaisern anerkannt. Dadurch wurden alle Versuchungen zur Allgewalt des Staates mit allen ihren Mög-

lichkeiten der Willkür und der frevelhaften Ausschreitungen glücklich unterbunden. Die Geschicke der europäischen Völker waren der geistigen Führung des Papsttums mit seiner göttlichen Autorität anheimgegeben. Hätte diese gegenseitige glückhafte Verbundenheit von Staat und Kirche, von Kaisertum und Papsttum Bestand gehabt, wäre damit auch die Glaubensspaltung und die Entwicklung zum Staatskirchentum vermieden worden, so hätte — dies dürfen wir kühnlich behaupten — die Geschichte des Abendlandes einen Verlauf genommen, dessen Ergebnis nicht der europäische Friedhof von heute wäre. Wir wissen wohl, daß eine Betrachtung weltgeschichtlicher Vorgänge mit ihren nachträglichen Erwägungen nur den Reiz einer geschichtsphilosophischen Spekulation besitzt. Aber im Lichte des Auftrags Christi an die katholische Kirche zur Führung der Menschheit gewinnt eine solche Betrachtungsweise noch eine ernste Bedeutung.

(Dr. Hans Rost, „Die katholische Kirche, die Führerin der Menschheit“, St. Josefs-Verlag, Augsburg 1954, S. 65f))

Das christliche Abendland ist eine geschichtliche und somit jedem offenbare Tatsache. Wer auch nur eine rudimentäre Kenntnis der europäischen Geschichte besitzt, kann nicht leugnen, daß der europäische Staatenbund bis zur Neuzeit hinein nur möglich war „auf dem Grundsatz der Bindung aus der christlichen Weltansicht heraus.“ Das Völkervereinende war zunächst der gemeinsame christliche Glaube, der die treibende sittliche Kraft war zur Bildung einer christlichen Welt, wie Dr. Hans Rost in seinem Buch ebenfalls darlegt.

Christus in der Weltgeschichte

Wir glauben an das Eingreifen und Wirken Gottes in den Gang der Weltgeschichte durch Christus und die von ihm gestiftete Kirche. Dieser Glaube bildet den Schlüssel zu so vielen Rätseln der Geschichte. Die Völker der Erde hätten gut daran getan, der Führung durch die Kirche auch in wesentlichen Dingen des Staates sich zuversichtlich hinzugeben. Verfolgen wir kurz die Richtigkeit dieser Behauptung bis zur gegenwärtigen Stunde.

Das Christentum hatte im zusammenbrechenden Weltreich und in einem Europa, in dem die tausendjährige Kultur des Altertums in den Barbaren-

stürmen versank und über das die Nebel der Barbarei hereinbrachen, eine große Aufgabe.

Die Aufgabe, schreibt Degkwitz (S. 174), *„in diesen Jahrhunderten des Mordens, Raubens und Zerstörens, in denen der regelmäßige Tod der Schwerttode war, den Barbaren die göttliche Botschaft von der Brüderschaft aller Menschen zu bringen und die Gebote der Achtung des Einzelmenschen als des Ebenbildes Gottes, der Demut, des Verzichtes, der Wohltätigkeit und der Hingabe an das Geistig-Jenseitige in einer Form zu verkünden, die ihnen verständlich war, wurde von der christlichen Kirche gelöst. Sie hat damit das Durcheinander geordnet, die barbarischen Zerstörungstribe gemildert, den ersten Formen der Menschlichkeit Bahn gebrochen und in dieser Zeit die Grundlagen geschaffen, auf denen sie während der nun vergangenen zwei Jahrtausende Kaiser- und Königreiche, Völker und Rassen, Freunde und Feinde überdauert und das Gefühl der europäischen Menschheit und das europäische Weltbild so innig durchdrungen hat, daß es in Europa wohl zu Revolten, nie aber zu einer ernsthaften Revolution gegen das Christentum gekommen ist.“*

Das Heilige Römische Reich

Dieser Aufgabenkreis des ersten germanischen Kaiserreiches fand seine staatliche Verwirklichung und seine politische Gestalt im „Heiligen Römischen Reich.“ Wie die katholische Kirche eine Universalkirche ist, so war dieses Kaisertum der Idee nach und in praktischer Verwirklichung allumfassend. Universal in dem Sinne, daß die Menschen dieses Reiches von Jenseits- und Ewigkeitsgedanken erfüllt waren. Aus diesem Grunde sollte auch das von der Kirche erfüllte und geweihte Reich der Träger des hohen Gedankens der Verwirklichung der sittlich-religiösen Weltordnung sein. Gegenüber der gewaltigen Universalidee eines glücklichen und befriedigenden Zusammenarbeitens von Staat und Kirche blieb der Nationalgedanke im Hintergrund. Im Vordergrund und als leitender Gedanke stand das Recht und nicht die Macht. Das Bewußtsein und das Gefühl der Zusammengehörigkeit ergab sich aus der Verpflichtung, das Reich Gottes auf Erden zu formen und sichtbar werden zu lassen. Der Kaiser lebte und wirkte im Auftrag Gottes. Die Kirche als Vertreterin einer geistigen höheren Stelle erfüllte mit ihrem Geiste das Reich, den Kaiser, die Stände, die Fürsten, die Geistlichen, die Städte, die Bürger, den Adel, die Bauern, die Handwerker. Dadurch kam eine Einheit zustande, die den Kern des Heili-

gen Römischen Reiches ausmachte und den christlichen abendländischen Gedanken jahrhundertlang in Europa aufrecht hielt. Das gegenseitige Verhältnis zwischen Staat und Kirche brachte als segensreichste Wirkung, daß trotz mannigfacher Reibungen und Versündigungen die Träger des Reichsgedankens sich von der Bindung durch die katholische Kirche, von dem Geiste der Versöhnlichkeit, des Friedens unter den einzelnen Nationen durchdrungen fühlten. Wie diese Einheit des Geistes sich z. B. auf dem Gebiete der völkerverbindenden Macht der Wissenschaft ausgewirkt hat, hat bei der Feier der Heiligsprechung Alberts des Großen und seiner Erhebung zum Kirchenlehrer an der Universität Paris im Jahre 1933 der große katholische französische Philosoph E. Gilson (Die Furche, 9. Febr. 1946) mit denkwürdigen Worten ausgesprochen: *„Erst wenn wir wieder einmal so weit sind wie das unsterbliche 13. Jahrhundert, wird es im Abendland wieder eine Kultur geben; wenn wieder ein Italiener wie Thomas von Aquino in Paris und Köln lehren kann, wenn ein Deutscher wie Albertus von Franzosen verstanden wird und ein Engländer wie Duns Scotus mitten in seiner Forschung in Köln stirbt“*

Das Christentum, das die Unsterblichkeit der menschlichen Seele lehrt, mußte in diesem Heiligen Römischen Reiche dem Einzelmenschen gegenüber der Masse höchste Bewertung einräumen. *„Diese für das Germanentum charakteristische Anerkennung und Achtung des Einzelmenschen und der Einzelpersönlichkeit“*, schreibt Degkwitz, *„beruhte auf der christlichen Lehre, daß der Mensch das Ebenbild Gottes ist und daß ihm als solchen unveräußerliche und unabdingbare Rechte zu eigen sind, über die sich weder der Einzelne noch der Staat hinwegsetzen darf. Der christlich germanische Staat leitete infolgedessen seine Rechte von diesen, seinen Bürgern angeborenen Naturrechten ab und betrachtete sie als oberstes Gesetz. Seine Hauptaufgabe war, diese Rechte zu schützen und zu bewahren. Der Staat setzte also nicht seinen Untertanen, sondern die Bürger dem Staate das Recht... In ihm war kein Raum für die Vergötzung des Staates. Es war kein Erobererstaat und auf zwischenstaatlichem Gebiete strebte er nicht nach dem Faustrechte, sondern nach einer christlichen Rechtsordnung zwischen den Völkern.“* In dem Heiligen Römischen Reich war kein Platz für Staatsabsolutismus, Staatsallgewalt, Staatsvergottung, für Zusammenfassung aller Machtbefugnisse in einer einzelnen Persönlichkeit, für extremen Nationalismus, für Staatskirchentum. Das Heilige Römische Reich war kein

DIE EUROPÄISCHE VÖLKERFAMILIE

brutaler Staatsleviathan (d.i. Staatsungeheuer; man bedenke, das Buch ist im Jahr 1935 geschrieben worden!), sondern ein Reich mit dem Grundgedanken, ein Gottesreich auf Erden zu schaffen auf dem Fundament der durch das Christentum gewährleisteten Einheit und Friedenskraft.

Die europäische Völkerfamilie

Dieses Heilige Römische Reich, das sechs Jahrhunderte hindurch eine im katholischen Glauben und in katholischer Höhenkultur geeinte, europäische Völkerfamilie gewesen ist, war dem deutschen Volke als das größte politische Geschenk des Himmels zuteil geworden. „*Die ganze Weltgeschichte*“, schreibt Konstantin Frantz, „*hat keine politische Konzeption aufzuweisen, die sich an Tiefe und Großartigkeit, wie an Würde und Schönheit mit dem alten Heiligen Römischen Reiche vergleichen ließe.*“ Die Existenzmöglichkeit dieses Reiches war nur gegeben auf der Grundlage des abendländischen christlichen Geistes in der Bindung an die staatsethischen und staatsphilosophischen Grundsätze der katholischen Kirche. ... (Dr. Hans Rost, „*Die katholische Kirche, die Führerin der Menschheit*“, St. Josefs-Verlag, Augsburg 1954, S. 228ff)

Wir möchten diesen Ausführungen noch eine Nuance hinzufügen, ohne die man das Christliche Abendland im Grunde nicht verstehen kann. Wir sagten, das, was alle Völker einte, war der gemeinsame katholische Glaube. Daraus folgt aber notwendigerweise etwas Weiteres: Was alle Menschen damals einte, war die Ehrfurcht vor dem Heiligen und den Heiligen. Das Christliche Abendland wurde durch Menschen gestaltet, die heilig waren, es wurde wesentlich durch die Heiligen geformt. Wie wahr das ist, wollen wir noch anhand eines Lebensbeispiels zeigen.

DER HEILIGE BONIFATIUS

Der große Missionsführer
(672-754, Fest 5. Juni)

Es gehört zu den geheimnisvollen Formen, in denen Gottes Vorsehung ihre Ziele auf Erden durchführt, daß sie zumeist nicht durch einen Menschen das Werk anfangen und zu Ende bringen läßt, sondern eine ganze Reihe menschlicher Werkzeuge aufgreift und benützt, um in langer, oft die Jahrhunderte umspannender Arbeitskette die Aufgabe durchzuführen. Der innere Grund hierfür dürfte wohl sein, daß Gottes Werke für gewöhnlich

so groß und überragend sind, daß die Kraft eines Menschen (und wäre er der größte) gar nicht ausreicht, weshalb Gott viele gebraucht. Mit dem Höchstmaß seiner Kraft muß der eine hier, der andere dort einsetzen. Der große Dirigent des Weltgeschehens aber, der in souveräner Überschau alle einzelnen Stimmen zur Symphonie zusammenflücht, ist natürlich Gott selber.

Auch bei der Christianisierung unserer deutschen Heimat ist dieses Gesetz des göttlichen Vorsehungswaltens sichtbar. Wir sahen in den früheren Darlegungen: In einem Vorgang, der die Jahrhunderte durchzieht, hat Gott unsere Vorfahren zunächst in christliches Land einwandern und so mit dem Christentum in eine erste Berührung kommen lassen. Die irischschottischen Mönche, die Wanderbischöfe, waren weitere von seiner Liebe erdachte Werkzeuge der christlichen Beeinflussung. Der Erfolg war, daß unsere deutsche Heimat im 8. Jahrhundert, mit Ausnahme des Nordens und Ostens, christlich war. Allein dieses mühsam und auf so vielfältige Weise aufgeforstete Christentum in deutschen Landen wäre doch sicher wieder zusammengebrochen, wenn Gott nicht einen Mann erweckt hätte, der berufen wurde, als der große Organisator und Missionsführer alles Erreichte zusammenzufassen und in eine bleibende feste Form zu gießen, einen Mann, der eben deshalb den Titel „Apostel Deutschlands“ in einem besonderen, sonst niemand zukommenden Sinne trägt, den hl. Bonifatius.

Die ersten Anfänge des Lebens und Wirkens Wynfrids (so hieß er mit seinem ursprünglichen angelsächsischen Namen) waren freilich so, daß niemand und sicher auch er selbst nicht eine Ahnung haben konnte von der Größe der Aufgabe, zu der Gott ihn berufen sollte. Als Wynfrid, um 672 im heutigen Südengland geboren, sich dem geistlichen Stande widmete, war sein Streben, nur eine wissenschaftlich möglichst gründliche Ausbildung zu erhalten. Im Kloster Nhutscelle, zu Füßen des gelehrten Abtes Wynbercht, fand er sie. Aus dem lerneifrigen Schüler wurde ein ebenso eifriger und erfolgreicher Prediger und Lehrer, der so das Vertrauen der Klostersgemeinde gewann, daß sie nach dem Tod des Abtes ihn einstimmig zum Nachfolger wählte. Aber Wynfrid weigerte sich beharrlich, dieses Führeramt zu übernehmen. Er wollte zum Erstaunen aller als einfacher Missionar zu den stammverwandten Sachsen gehen. Durch Vermittlung seines Diözesanbischofs setzte er seinen Willen auch durch. Aber auch in der Mission versuchte er nochmals der Führerverantwortung zu entgehen.

Da Sachsen jedem missionarischen Einfluß vorerst verschlossen war, arbeitete er zunächst unter den Friesen, wo der alte Bischof Willibrord ihn so lieb gewann, daß er ihn zum Hilfsbischof und Nachfolger bestimmen wollte. Wiederum weigerte sich Bonifatius. Nur die höchste Stelle, der Heilige Vater, bestimmte ihn schließlich dazu, und auch hier versuchte Bonifatius, wie wir noch sehen werden, immer wieder, den Heiligen Vater zu bewegen, von seiner Person abzusehen. Warum er nun trotzdem der große Führer und Organisator der deutschen und fränkischen Kirche wurde, der ihren Aufbau grundlegte mit einem Geschick und einem Glück, daß die von Bonifatius ihr aufgeprägten Züge heute noch erkennbar sind, das hat vor allem zwei Gründe.

1. Da ist zunächst als natürliche, von Gott ihm offenbar in die Wiege mitgegebene Voraussetzung und Veranlagung seine liebenswürdige, die Menschen, mit denen er zu tun hatte, gewinnende und fesselnde Persönlichkeit. Vom Heiland wird erzählt, daß er Menschen, die ihn kaum einmal oder zweimal gesehen hatten, mit einem Blick und ein paar Worten zu Jüngern gewann. Den Johannes und Andreas brauchte der Täufer auf Jesus nur hinzuweisen, und schon, durch den Zauber seiner Persönlichkeit angezogen, „folgten sie Jesus. Jesus wandte sich um, und als er sah, wie sie ihm folgten, fragte er sie: ‚Was suchet ihr?‘ Sie entgegneten: ‚Meister, wo wohnst du?‘“ Bei Jesu Anblick war ihnen also im Herzen mächtig die Sehnsucht aufgestiegen, möglichst nah und immer bei ihm zu sein (vgl. Joh. 1,42ff). Auch bei Nathanael waren es nur zwei Sätze, und er brach in das hingebungsvolle Bekenntnis aus: „Meister, du bist Gottes Sohn“ (Joh. 1,49). Bei Matthäus, der an der Zollstätte saß, sagte er überhaupt nur: „Folge mir.“ Und „der Mann stand auf und folgte ihm“ (Matth. 9,9).

Eine ähnlich schon durch den ersten Eindruck hinreißende Persönlichkeit muß Bonifatius gewesen sein. Alle, die mit ihm in Berührung kamen, legten insofern dafür Zeugnis ab, daß sie, wenn nicht physisch, so doch geistig, durch Brief, Gebetsverbrüderung usw. mit ihm in Verbindung bleiben wollten. Während sonst, wenn einer die Heimat verläßt, er ihr leicht entwächst, nach und nach allen Zusammenhang mit ihr verliert, sehen wir Bonifatius trotz der Schwierigkeit der damaligen Verkehrsverhältnisse und obwohl er seit der Ausfahrt von 719 auch persönlich den angelsächsischen Heimatboden nie wieder betrat, doch mit seinen englischen Bekannten und Freunden dort in engster Verbindung bleiben. „Es vergeht kein Tag“,

schreibt ihm eine frühere Schülerin, „wo ich mich Deiner nicht erinnere. Seit ich meinen Bruder verloren habe, ist niemand auf der Welt mir so teuer wie Du; Du bist mir Vater und Bruder“ (Ep. 13). Ähnlich schreibt ihm die schwer geprüfte angelsächsische Äbtissin Eangyth: „Es gibt nichts Schöneres, als einen Freund, zu dem man sprechen kann wie zu sich selbst. Ich brauche einen solchen Freund, zu dem ich mehr Vertrauen habe als zu mir selbst, der meinen Schmerz teilt und mich durch seinen Zuspruch aufrichtet. An Dir habe ich einen solchen Freund gefunden“ (Ep. 14). Kein Wunder, daß diese seine angelsächsischen Freunde das Missionsunternehmen des Bonifatius wie ihr eigenes Unternehmen betrachteten, ihn durch Rat und Tat, durch Gebete und Geschenke unterstützten. Bischof Torhelm von Leicester schrieb ihm z.B. einmal im Namen der angelsächsischen Mitbischöfe: „Den ersehnten Brief Eurer Herrlichkeit haben wir erhalten. Wer sollte sich über so willkommene Kunde nicht freuen? Wer nicht frohlocken und jubeln ob solchen Beginnens, durch das unsere Stammesgenossen zum Glauben an Christus, den allmächtigen Gott, geführt werden? Durch den Überbringer dieses Schreibens schicke ich Dir ein Geschenk, das an Wert gering, aber in großer Zuneigung dir dargebracht ist, und teile Dir gleichzeitig mit, daß wir alles, was Du von uns verlangst, bereitwillig erfüllen werden, d.h. daß wir bei dem heiligen Meßopfer und dem täglichen Gebet Deiner Herrlichkeit gedenken werden. Eure Hoheit möge sich also beeilen, Christo ein neues Volk zuzuführen und zu weihen“ (Ep. 47).

Auch mit der überaus wertvollen Hilfe, ihm angelsächsische Priester, Mönche und Nonnen als Mitarbeiter zu senden, haben seine Freunde in der Heimat nicht gezögert. Am bekanntesten ist hier die hl. Lioba, die er sich von der Äbtissin von Wimborne erbat. Sie kam, und mit ihr nicht nur andere lehrerprobte Klosterfrauen, mit denen er die christliche Mädchenbildung in Deutschland begründen konnte, sondern auch die verheiratete Cynehild, die ebenfalls eine Schule übernahm. Ihr Mann und ihr Sohn waren auch gleich mitgekommen, um sich in den Dienst Bonifatius' zu stellen. Nur ihre noch nicht erwachsene Tochter Berhtgit hatte sie in einem angelsächsischen Kloster zurückgelassen. In drei noch erhaltenen Briefen beklagt sich nun dieses Mädchen, daß sie allein zurückbleiben solle. Sie schrieb, wie Kummer und Sehnsucht ihre Gesundheit untergraben, und

ließ nicht locker, bis sie auch nach Thüringen in die Mission Bonifatius' kommen durfte (Ep. 143, 147, 148).

Weitere angelsächsische Mitarbeiter gewann er auf seiner dritten Romreise: Wynnebald, Denehard, Burchard, den nachmaligen Bischof von Würzburg, Lul, seinen späteren Nachfolger in Mainz. Letzteren hatte er im sächsischen Pilgerhaus in Rom getroffen, ihn ermuntert, seine Studien fortzusetzen, und hatte, als er die Freude des jungen Mannes am Dichten sah, ihm hierfür einige Winke gegeben. Das rührte Lul so, daß er nicht mehr von ihm lassen wollte und ihm nach Deutschland folgte, nicht zum Dichten, sondern zu harter Missionsarbeit (Ep. 103). Ein Beispiel wie rasch er auch die deutsche Jugend gewann, ist der junge Klosterschüler Gregor, der zufällig bei seiner Großmutter Addula in ihrem Kloster Pfalzel bei Trier in den Ferien weilte, als Bonifatius durchreiste. Er mußte, als die Gäste bei Tisch saßen, vorlesen. Bonifatius sprach den vierzehnjährigen Knaben nachher an, lobte ihn wegen des guten Lesens, wollte freilich auch wissen, ob er verstanden habe, was er da lateinisch vorgelesen: „Sag mir, was du gelesen hast mit deinen eigenen Worten, in deiner Muttersprache.“ Als Gregor es nicht konnte, tat es Bonifatius selbst und sprach dabei so hinreißend, daß der junge Gregor Feuer und Flamme wurde. „Ich ziehe mit dem Mann Gottes“, sagte er zu seiner Großmutter, „ich will sein Schüler werden und die göttlichen Bücher kennen lernen.“ Vergebens suchte ihn die Äbtissin, die den Unwillen der adeligen Verwandtschaft und der Eltern fürchtete, zurückzuhalten. „Großmutter“, sagte er, „wenn du mir kein Pferd geben willst, daß ich mit ihm reiten kann, so gehe ich ganz gewiß zu Fuß mit ihm.“ So gab sie ihm schließlich Diener und Pferd und ließ ihn ziehen. Und Gregor wurde der mehr als dreißigjährige Begleiter des Heiligen und später sein Nachfolger in der friesischen Mission. Führer sein heißt so vorangehen, daß andere nachfolgen. Bonifatius war so ein Führer. Wo vorher das kirchliche Leben schlaff daniederlag wegen Mangel an seeleneifrigen Priestern, stampfte er eine neue Missionsarmee förmlich aus dem Boden, so daß er, als er siebenundsiebzigjährig von einer schweren Krankheit befallen mit dem baldigen Tod rechnete, die rührende Besorgnis hatte: Wenn ich nun sterbe, was wird aus den vielen Mitarbeitern, die ich von überall her ins Missionsgebiet geholt habe? In einem ergreifenden Brief legte er deshalb König Pippin diese Mitarbeiter ans Herz: „Manche wirken als Priester im Dienste der Kirche und des Volkes, andere leben in unseren

Klöstern als Mönche oder erhalten noch als Kinder Unterricht in der Wissenschaft, wieder andere sind betagte Männer und haben lange Zeit mit mir gelebt, gearbeitet, gekämpft. Für sie alle bin ich bekümmert, daß sie nach meinem Tod nicht zu Grunde gehen, sondern den Beirat Eurer Fürsorge und den Schutz Eurer Hoheit genießen, daß sie nicht zerstreut werden wie Schafe, die keine Hirten mehr haben“ (Ep. 93). Es war ihm ein großer Trost, als Pippin ihm versprach, für diese seine Schützlinge nach seinem Tod zu sorgen.

2. Aber Führer sein besagt nicht nur, daß man Menschen zur Nachfolge gewinnt und so ins große unternommene Werk einzustellen vermag. Vom Führer muß in diese Mitarbeiter hinein auch immer der große Kraftimpuls ausgehen, der ihnen die großen Ziele weist, sie über Unklarheiten, Zweifel, Verzagtheiten, Schwierigkeiten und Enttäuschungen hinwegträgt. Das war nun etwas, was Bonifatius an sich von Natur aus nicht hatte. Er war vielmehr ein von Natur aus ein bis zur Ängstlichkeit gewissenhafter Mensch, der vielleicht gerade deshalb anfangs so hartnäckig gegen die Übernahme von Führerverantwortlichkeit sich gestäubt hatte. Dazu kam die auch sonst bei den damaligen Angelsachsen feststellbare schwermütige Veranlagung, die ihn gelegentlich in Form von Verzagtheit heimsuchte, wie wenn alles doch ein vergebliches Mühen und Laufen gewesen sei. Dann konnte es ihm sein, wie er einmal in einem Brief schreibt, als predige er Blinden, welche die eigene Finsternis nicht erkennen, ja nicht einmal erkennen wollen (Ep. 27, 30 u.a.). Einmal schreibt er aus einer solchen Verzagtheitsanwandlung heraus bitter: „Der Verlauf meines Bemühens läßt sich am besten mit dem Gebaren eines Hundes vergleichen, der bellt und sieht, wie Diebe und Räuber in das Haus einbrechen, durchwühlen und ausplündern, der aber, weil ihm Helfer zur Verteidigung fehlen, nur traurig knurrt und winselt“ (Ep. 78). Wenn er nun trotzdem über diese Verzagtheits- und Ängstlichkeitsanwandlungen sich immer wieder hinausschwang in die große, sieghafte, alle Missionsuntergebenen anspornende Führerkraft, dann dankte er es vor allem drei übernatürlichen Kraftquellen seines Führertums.

Zunächst das Gebet. Wie selten einer hat dieser Missionsbischof gebetet und beten lassen aus der tiefsten Überzeugung, daß aller Missionserfolg auf den Knien von Gott erbetet werden muß. In einem Brief an

seine treue Freundin, die Äbtissin Bugga, heißt es einmal: „Bei Gott beschwöre ich Dich, teuerste Schwester, ja Mutter und Herrin, ständig für mich zu beten“ (Ep. 27). Ähnlich schreibt er an Abt Aldhere: „An Eure Güte wende ich mich mit den tiefsten und innigsten Bitten meines Herzens, daß Ihr in Euren hochheiligen Gebeten unser eingedenk seid, damit der Herr, der die Ursache unserer Pilgerfahrt ist, uns in den sturmbewegten Fluten des germanischen Meeres nicht versinken lasse“ (Ep. 38). Durch die Gebetsverbrüderungen mit Bischöfen und Klöstern organisierte er ganze Heere von Betenden, die er immer wieder zum heiligen Gebetskreuzzug für die deutsche Mission aufrief (vgl. Ep. 33).

Die zweite übernatürliche Quelle seiner Führerkraft war die Heilige Schrift und ihre Lesung. In dem Brief an den Friesenjüngling Nithard empfiehlt er ihm die Lesung der Heiligen Schrift: „Darum bitte ich dich flehentlich, die natürlichen Anlagen, die in Dir schlummern, wieder anzufachen. Beseitige all die wertlosen Hindernisse und verfolge angestregten Geistes das Studium der Heiligen Schrift; dadurch wirst Du die Zier wahrer Schönheit erwerben, die glänzender und wertvoller ist als Gold und Edelsteine.“ Und er schließt, indem er in feinsinniger Pädagogik ihm in Aussicht stellt, daß sie miteinander die Heilige Schrift lesen werden: „Wenn es daher des Allmächtigen Wille ist, daß ich, wie ich vorhabe, wieder nach jenen Gegenden [nach Friesland] gelange, dann verspreche ich, Dir in allem ein treuer Freund und im Studium der Heiligen Schrift, soweit meine Kraft reicht, ein ergebener Helfer zu sein“ (Ep. 9). Als er in Deutschland war, vermißte er natürlich die schönen angelsächsischen Klosterbibliotheken. Daher durchzieht seine Briefe an die Freunde in der Heimat die Bitte um Ausgaben und Kommentare, d.h. Erklärungen, der Heiligen Schrift. Bewegten Herzens dankt er im Brief 30 der angelsächsischen Äbtissin Eadburg für die Übersendung der „heiligen Bücher“. Sie habe dadurch ihn mit „geistigem Licht“ getröstet. Denn wer die Winkel der Völker Germaniens durchwandern müsse, würde in die Schlingen des Todes fallen, wenn er nicht das Wort des Herrn als Leuchte für seine Füße und als Licht auf seinen Pfaden hätte. Dieselbe Eadburg bittet er, ihm die Briefe „seines Herrn, des hl. Petrus“, in Goldschrift zu senden, „damit die Menschen, deren Augen auf das Sinnfällige gerichtet sind, mit Achtung und Ehrfurcht vor Gottes Wort erfüllt würden“. Das hierzu nötige Geld schickte er ihr (Ep. 35). Ähnliche Bittbriefe um Exemplare der Heiligen Schrift sind die an Duddo und Daniel. An den

Abt Duddo schreibt der kaum Sechzigjährige, dem aber doch schon die Beschwerden des Missionslebens sich bemerkbar machten: „Ich werde alt und hilflos und neige an allen Gliedern zum Weg allen Fleisches; bemühe Dich, durch Dein Gebet zu Gott mich aufzurichten, und sende mir zu meinem Trost und zur Nachhilfe in der Gottesgelehrtheit einen Kommentar zu den Briefen des hl. Paulus“ (Ep. 34). Im Brief an Bischof Daniel heißt es: „Ich möchte Deine Güte, o Vater, inständig um einen Trost in meinem Wanderleben bitten: Schicke mir das Buch der Propheten, das Abt Wynbercht ehrwürdigen Andenkens, mein einstiger Lehrer, als er aus diesem Leben zum Herrn einging, hinterließ; es enthält in einem Band sechs Propheten und ist in deutlichen und gesondert stehenden Buchstaben geschrieben. Du kannst mir keinen besseren Trost für mein Greisenalter schicken; denn hierzulande kann ich eine solche Handschrift nicht erwerben, und bei der Schwäche meiner Augen kann ich kleine, ineinandergeschriebene Buchstaben nicht deutlich unterscheiden.“ Für diese Mühleistung schickte er dem Bischof auch gleich eine Gegengabe: „Als Zeichen meiner aufrichten Liebe sende ich Dir durch den Priester Fortheus mit diesem Schreiben ein kleines Geschenk, nämlich eine Decke, nicht seiden, sondern aus Ziegenhaar gewoben und zottig, um Deine Füße zu umhüllen“ (Ep. 63).

Endlich ist noch der dritten übernatürlichen Quelle seiner Führerkraft zu gedenken. Das war seine ergreifende Ergebenheit und Verbundenheit mit Rom, mit dem Heiligen Vater. Aus dem deutlichen Wissen heraus, daß er in der Mission nur Erfolg haben könne, wenn der Heilige Vater mit seiner ganzen Autorität hinter ihn trete, hatte er schon beim Auszug von 719 sich zunächst nach Rom gewandt. Ein halbes Jahr behielt ihn Papst Gregor II. bei sich, um ihn kennen zu lernen. Dann aber sandte er ihn als seinen Sendboten aus „im Namen der unteilbaren Dreieinigkeit und kraft der unerschütterlichen Vollmacht des heiligen Apostelfürsten Petrus“, wie es in der Urkunde (Ep. 12) heißt. Als er 722 den ersten größeren Missionserfolg dem Heiligen Vater melden konnte, berief ihn dieser nach Rom und weihte ihn zum Bischof für „Germanien und die Gegenden jenseits des Rheinstromes“. Vier Päpsten hat Bonifatius dann mit ergreifender Hingabegedient, indem er mit kindlicher Unterwürfigkeit alle Zweifel und Unklarheiten dem Heiligen Vater unterbreitete. So hatte er Gregor II. einmal von seinen Gewissensbedenken geschrieben, ob er wohl am Hofe des Königs

mit den verweltlichten Bischöfen an *einem* Tische sitzen dürfe, da er doch im Treueid bei der Weihe versprochen hatte, mit unkirchlichen Bischöfen keine Gemeinschaft zu pflegen. Der Papst beruhigte ihn: „Wir raten Dir, solche kraft apostolischer Vollmacht zurechtzuweisen ... Gehorchen Sie Dir, so werden sie ihre Seelen retten ... Aber weigere Dich nicht, mit ihnen zu reden und gemeinsam mit ihnen zu Tische zu sitzen. Denn oft kommt es vor, daß man Leute, die durch strenge Rüge nicht zu gewinnen sind, durch die heitere und freundliche Mahnung beim Mahle auf den Weg der Gerechtigkeit zurückführt. Das gleiche Verfahren mußt Du auch gegenüber den weltlichen Großen einschlagen, die Dir ihre Unterstützung leihen“ (Ep. 26).

Selbst in scheinbaren Kleinigkeiten der kirchlichen Disziplin, des kirchlichen Rechts, der Liturgie frug Bonifatius beim Heiligen Vater an, nur um die Sicherheit zu haben, daß es in Deutschland ebenso gehalten werde wie in Rom, im Zentrum der katholischen Christenheit. Aber auch die erwähnten Verzagtheitsanwandlungen unterbereitete er dem Heiligen Vater in rührender Offenheit. Auf der dritten Romreise scheint er deshalb Gregor III. sogar gebeten zu haben, ihn für die Sachsenmission freizustellen. Der Papst schlug es natürlich ab (Ep. 41). Ebenso verweigerte er ihm in Brief 45 die Gewährung einer Bitte, die ihm Bonifatius später vortrug, die Reisen aufzugeben und sich an einem bestimmten Orte Hessens oder Thüringens niederzulassen.

„Ich kann Dir nicht gestatten, Dich an einem bestimmten Ort, wo Du Deine Arbeit begonnen hast, festzusetzen, sondern bestärke die Herzen der Brüder und aller Gläubigen, die weit zerstreut in jenen fernen Landen wohnen; wo Dir der Herr den Weg des Heils geöffnet hat, dort steh nicht ab zu predigen; wo Du einen geeigneten Ort findest, dort weihe an unserer Statt nach kirchlicher Vorschrift Bischöfe und lehre sie die apostolische und kanonische Überlieferung festhalten. Dadurch wirst Du Dir einen großen Lohn sichern, weil Du unserem allmächtigen Gott ein vollkommenes Volk schaffst. Laß es Dich auch nicht verdrießen, geliebter Bruder, beschwerliche und vielfache Reisen zu unternehmen, auf daß sich der christliche Glaube durch Dein Bemühen immer mehr ausbreite; denn es steht geschrieben: ‚Steil und eng ist der Weg, der zum Leben führt.‘ Arbeite daher, Bruder, im guten Werk weiter, das Du begonnen hast, damit Du am Tage Christi, unseres Gottes, mit der Schar der bewährten heiligen Väter spre-

chen kannst: „Sieh mich und die Kinder, die Du mir anvertraut hast: Ich habe keines von ihnen verloren.“ Und da erfüllte sich dann immer wieder die wundervolle Verheißung, die der Herr einst dem Petrus und seinen Nachfolgern gegeben, daß sie infolge seines besonderen göttlichen Beistandes unerschütterlich im Glauben sein sollen und so immer wieder die Brüder werden stärken können (Luk. 22, 32). Wie ein belebender Strom ging es vom Heiligen Vater auf Bonifatius hinüber, so daß dieser vertrauend, voll Hoffnung sich streckte nach den neuen Zielen, die ihm der Stellvertreter Christi gesteckt.

Wie Bonifatius selbst in unwandelbarer Treue dem Heiligen Vater ergeben war, so wollte er aber auch, daß alle seine Untergebenen es seien. In dem Begrüßungsschreiben an den neugewählten Papst Zacharias schreibt er: „Wen immer mir Gott in diesem meinem Sendamt als Hörer oder Schüler zuführt, ich werde nicht ablassen, sie alle zum Gehorsam gegen den Apostolischen Stuhl hinzulenken“ (Ep. 50). Was für eine Freude war es deshalb für ihn, als es ihm gelang, auf einer Versammlung der fränkischen Bischöfe im Frühjahr 747 sie zu einer Treueerklärung gegenüber dem Heiligen Vater zu bewegen. Infolge der Verweltlichung der fränkischen Kirche war der Verkehr der Bischöfe mit Rom seit 613 fast ganz eingestellt. Nun konnte ihn Bonifatius wieder herstellen, wie er voll Jubel an Endberth von Canterbury berichtet: „Wir haben auf unserer Synode beschlossen und bekannt, den katholischen Glauben und die Einheit und Unterwürfigkeit gegen die römische Kirche bis zum letzten Atemzug zu bewahren, dem hl. Petrus und seinem Stellvertreter untertan zu sein und in allem die Gebote des hl. Petrus ordnungsgemäß zu befolgen, damit wir zu den ihm anvertrauten Schafen gezählt werden“ (Ep. 78). Wenn Treue als *die* Tugend der Germanen gilt, – in dieser unabänderlichen Hingabe und Ergebenheit dem Mittelpunkt der Kirche gegenüber hat Bonifatius sie wundervoll bewährt. Aber freilich: nicht nur Bonifatius hielt dem Papst die Treue, sondern auch dieser stand ihm treu zur Seite nicht nur durch Weisung, Rat, Ermutigung, sondern auch durch Entsendung von Mitarbeitern. Der Angelsachse Willibald, der eben vom heiligen Land nach Rom gekommen war, erhielt vom Papst die Weisung, sich ohne Verzug in die deutsche Mission zu Bonifatius zu begeben. Vergebens wandte er ein, er sei Mönch und müsse erst die Erlaubnis seines Abtes einholen: „Mein Befehl und meine Weisung müssen dir genügen“, entgegnete ihm der

Papst und gab so der Eichstätter Diözese den zukünftigen ersten Bischof. Mit der feierlichen Bannandrohung unterstützte der Heilige Vater Bonifatius im Kampf gegen widerspenstige Bischöfe und Priester (Ep. 59, 60), noch lieber freilich durch warme Empfehlungsschreiben an die Fürsten, die guten Bischöfe, das ganze Volk (Ep. 60, 61). Wenn deshalb Bonifatius als dem großen deutschen Missionsführer das schwere Werk der kirchlichen Organisation unseres Volkes trotz aller Schwierigkeiten gelang, so ist das wesentlich der Mitwirkung der Päpste zuzuschreiben, die ihn für dieses Werk stark gemacht haben.

Von daher versteht man aber auch, warum auch heute noch die deutschen Bischöfe als unsere kirchlichen Führer sich alljährlich in Fulda am Grab des hl. Bonifatius versammeln, um hier zu beraten und ihre Beschlüsse zu fassen. Sie tun es zum Ausdruck, daß sie in der gleichen Liebe zum deutschen Volk und in der gleichen Ergebenheit gegenüber dem Heiligen Vater wie der hl. Bonifatius ihres Führeramtes walten wollen und um der Fürbitte des großen Apostels Deutschlands gewiß zu sein. So wollen auch wir unsere hochwürdigen Oberhirten, den Heiligen Vater in Rom und die deutschen Bischöfe, unterstützen durch unser Gebet, daß Gott sie erleuchte und stärke in ihrem schweren, verantwortungsvollen Werk, auf daß jedem von uns in seinem Bischof die Führergestalt und Führerkraft des hl. Bonifatius segnend gegenwärtig sei.

(Aus: D. Dr. Anton Stonner, Heilige der deutschen Frühzeit, Erster Band, Herder & Co GmbH Verlagsbuchhandlung, Freiburg im Breisgau 1935, S. 48-60)

Im Leben des hl. Bonifatius wird jedem Katholiken offenbar, wie die göttliche Vorsehung im Verborgenen eine Unzahl von Einzelheiten und Kleinigkeiten und Nebensächlichkeiten zu einem großen Ganzen zusammenwebt - und dieses Ganze nennen wir sodann Heilsgeschichte! Möge es uns auch in dieser so schwierigen papstlosen Zeit gelingen, dieses geheimnisvolle Puzzle wenigstens soweit zu durchschauen, daß wir darin die liebende Hand Gottes sehen können.

Mit priesterlichem Segen

Ihr



P. Hermann

